

Sucht und Sehnsucht: Zur Existenzphilosophie der Krankheit

2

Wie wir Krankheit und Gesundheit verstehen und beurteilen („diagnostizieren“), hängt von unserem eigenen Menschenbild ab – davon, woran wir glauben, was wir für unser Schicksal und unsere Freiheit halten und was wir als den Sinn unserer Existenz erachten. Welche Antworten wir auf die Tatsache unserer Angst, unserer Unsicherheit und Unwissenheit finden, um das eigene Dasein in der Welt zu erklären, entscheidet über unser Selbstwertgefühl und unser Verhältnis zu anderen.

Im Zentrum dieses Kapitels stehen die philosophischen – existenziellen – Voraussetzungen und Hintergründe unserer Haltung als therapeutisch denkende und handelnde Menschen, damit wir uns (wieder) bewusst werden, in welcher Verantwortung vor uns selbst und anderen wir stehen, woher unsere Maßstäbe kommen, wie sie sich auswirken und womöglich verändern lassen.

Wie wir uns als Menschen wahrnehmen, welche Würde und Freiheit wir einander zuerkennen, hat Auswirkungen auf die Gemeinschaft aller Menschen und letztlich auch auf die Zukunft des Planeten. Sind wir überhaupt zur Vernunft und zur Liebe begabte Wesen?

Da es ein wesentliches Anliegen dieses Buches ist, eine andere, die unterschiedlichen Dimensionen des Menschseins verbindende Perspektive einzunehmen, um aus ihr auch ein verändertes Verständnis von Krankheit und Gesundheit entwickeln zu können, verlangt diese Absicht, gleich zu Beginn die eigenen Ausgangspunkte zu erklären.

Um von vornherein keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, dass jede mögliche Theorie über den Menschen immer auf Voraussetzungen beruht, die einer persönlich angenommenen *Glaubensgewissheit* entstammen – ob das dem Einzelnen nun bewusst sein mag oder nicht –, sollen hier zunächst die philosophischen Prämissen offengelegt und das Menschenbild beschrieben sein, das diese Betrachtungen leitet. Dadurch soll nicht nur von Anfang an jeder Ideologiebildung entgegengewirkt sein, sondern es sollen zugleich die *Unvertretbarkeit* und *Individualität* jedes einzelnen Menschen herausgestellt werden: für die

Erkenntnis seines Selbst wie für das Verständnis seiner Erkrankung. Denn immer bedeutet Krankheit auch eine Verletzung der persönlichen Integrität.

Jeder Erkrankte hat seine eigene Suchtgeschichte zu erzählen und zu verstehen, um sich selbst und der Wahrheit seiner Existenz auf die Spur zu kommen. Und er kann dies angemessen nur aus dem Zusammenhang seines eigenen Lebens und dessen besonderer, so nur für ihn maßgeblicher schicksalhafter Bedingungen wagen, um womöglich zu *seiner* Selbsterkenntnis und *seiner* persönlichen Bestimmung zu finden, die auch den Sinn *seiner Krankheit* offenbart.

Wenn wir die Bedeutung der konkreten einzelnen Existenz jedes Menschen ernst nehmen und wertschätzen, wenn wir davon ausgehen, dass die Würde der Person das natürliche Recht eines jeden begründet und wir ausnahmslos jedem mit seiner Existenz als Individuum den *gleichen Wert* zuerkennen und die Möglichkeit eines *eigenen Lebensweges* einräumen, hat das weitreichende Konsequenzen. Dann ließe sich jede Beeinflussung des Einzelnen im Namen einer vermeintlichen „Wahrheit“, die diesem erst Bedeutung, Wert und Würde verleihen könne – und damit gleichsam erst seine „Existenzberechtigung“ vermittele – bereits als gewaltsamer Übergriff interpretieren, als Missbrauch des einzelnen Menschen zum Zweck der Bestätigung einer Ideologie.

Der wesentliche Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge zeigt sich nicht in der „Theorie“ – so wenig wie die Existenz Gottes „logisch zu beweisen“ ist oder die Zeugnisse einer „Offenbarung“ als verbindlich ausgegeben werden können. Erkennbar werden kann er allein an unserem *Bemühen um einen Raum für die Freiheit jedes Einzelnen* – für die Freiheit eines jeden, seinen *eigenen* Zugang zur konkreten Wahrheit seines Lebens suchen und finden zu können. Dessen Wahrhaftigkeit wiederum würde sich an der Bereitschaft des konkreten einzelnen Menschen erweisen, anderen Einzelnen ebenso deren persönlichen Weg zu ermöglichen.

Diesen Zusammenhang gilt es sich ganz klar und deutlich vor Augen zu führen, da sich an ihm alle Beziehungsverhältnisse der Menschen untereinander orientieren können und in ihrer Dynamik verstehen lassen – auch jene des Einzelnen zu sich selbst. Zudem kann nur so ein angemessener Zugang zur „Wahrheit“ beziehungsweise zu unserem möglichen *Glauben* an sie gefunden werden – was auch immer der Einzelne persönlich für „wahr“ halten mag.

So wie die Formulierung der „Menschenrechte“ aus gutem Grund mit der Freiheit und Würde des Einzelnen beginnt – „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen“ (*Allgemeine Erklärung der Menschenrechte*, UN-Resolution vom 10.12.1948) –, entscheidet sich die Möglichkeit von Freiheit für den Menschen in den *Freiräumen* seiner Existenz. Und diese müssen dem Einzelnen zunächst gewährt sein, damit er aufbrechen kann, sie zu erkunden.

So wie jedem zuerst sein Leben geschenkt worden sein muss, um es *erleben* zu können, wir geboren werden müssen, um eines Tages sterben und den Raum dazwischen als unser eigenes Leben, als unser Dasein in der Welt, wahrnehmen zu können, so sind die Voraussetzungen entscheidend, die wir vorfinden und haben, uns zu den Menschen zu entwickeln, als Einzelne und als Gattung, die wir unseren Möglichkeiten nach sind.

Dieser Prozess mag potenziell unendlich sein, sodass wir uns und die Welt immer weiter vervollkommen können, aber er wird und muss dabei immer an die Freiheit jedes einzelnen Menschen, der ja eine eigene Welt in der Welt ist, gebunden bleiben, wenn wir der Wahrheit und den individuellen Zugängen zu ihr verpflichtet bleiben und weder uns selbst noch andere der Lüge einer Ideologie unterwerfen wollen, die jeden ausschließt, der ihr nicht angehört.

Dieser Zusammenhang ist ganz entscheidend und führt hier bereits direkt auf das Thema *Krankheit und Gesundheit – Sucht und Sehnsucht* –, weil auch diese Dimensionen zur ausgrenzenden Ideologie werden, wenn der einzelne Mensch dabei von vornherein vor allem eingeordnet, kategorisiert und klassifiziert wird und nach vorgegebenen Kriterien einer Skala von krank bis gesund bewertet erscheint.

Die Zuordnungen nach Diagnosekriterien von Klassifikationssystemen – wie des *ICD-10 (Internationale Klassifikation psychischer Störungen; WHO, 2005)* oder des *DSM-IV (Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen; APA, 2000)* – bedeuten dabei ausgesprochene Diskriminierungen, die den einzelnen Menschen in ein Bewertungsschema pressen, das ihn nicht nur auf definierte Krankheitsbilder festlegt, zugeordnet nach seinen mehr oder weniger unbewusst entwickelten Symptomen. Zugleich werden aus diesen absurd komplexen Diagnosen, mit Kategorien, Buchstaben, Ziffern und Unterziffern, bestimmte Vorhersagen für Krankheitsverläufe und Therapien abgeleitet, die dann ebenso „zwingend“ einzuhalten seien, wenn Aussicht auf „Erfolg“ beziehungsweise „Gesundheit“ bestehen soll so wie ein Medikament, unter Hinweis auf seine strikt verordnete Einnahme, Wirkungen beschreibt, Nebenwirkungen androht und mögliche Heilung verspricht, wobei diese vor allem aus Symptomlosigkeit zu bestehen scheint.

Die Bedeutung des Einzelnen reduziert sich aus diagnostischer Sicht auf das psychophysische „Erscheinungsbild“ eines Patienten und dessen Bewertung durch äußere Instanzen und vermeintliche Experten. Diese begegnen ihrerseits diesem bestimmten leidenden Menschen nicht als Einzelne mit ihrer eigenen subjektiven Weltsicht und den für sie geltenden persönlichen Wertmaßstäben. Vielmehr erscheinen sie als Stellvertreter einer „objektiven“, nach dem „Stand der Wissenschaft“ ausgerichteten „Disziplin“, die gerade stolz darauf ist, ihre Urteile jenseits persönlicher Befindlichkeit zu fällen.

Das gleiche ideologische Bewertungssystem gilt in nahezu allen hierarchisch strukturierten Bereichen des öffentlichen Lebens, insbesondere auch in allen *pädagogisch* ausgerichteten, die ihre eigene Herrschaft auf die Macht zur Bewertung all jener gründen, die ihnen mehr oder weniger „freiwillig“ unterworfen sind. Diese Systeme erhalten sich durch die *Angst* ihrer Mitglieder vor dem Nichtgenügen beziehungsweise Versagen gegenüber einer als richtig definierten und gültig verordneten Leistungsideologie, deren Herrschaft sich fatalerweise mit jedem ihr folgenden – *gehorchenden* – einzelnen Menschen weiter festigt.

Doch genauso gilt umgekehrt – und darin gründet die große Hoffnung auf Veränderung und offenbart sich die Bedeutung des Individuums –, dass durch jeden, der sich dem Einflussbereich der Macht entzieht und sich diesen Systemen verweigert, deren Herrschaft abnimmt und die Unabhängigkeit der Einzelnen wächst – getreu dem oft zitierten Motto „Stell dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin ...“, das auf eine Gedichtzeile des amerikanischen Schriftstellers Carl Sandburg (1936, S. 43) zurückgeht.

Die hier zunächst interessante Frage ist, warum es überhaupt dazu kommt, dass Menschen im Laufe der Zeit offensichtlich immer wieder Herrschaftssysteme, Strukturen und Ordnungen errichten „mussten“ und sich so vermeintlich Halt und Orientierung zu geben versuchten, und zwar in einer derart ideologisch begründeten und programmatisch abgesicherten Weise, dass sie zugleich daraus das Recht und die Pflicht ableiteten, alle (noch) nicht ihrer *Ideologie* (ihrer Lehre, ihrer Religion, ihrer Partei, ihrem Verein, ihrer Gruppe ...) angehörigen Menschen als bedürftig und labil einzuschätzen und erziehen zu müssen – durchaus auch in der guten Absicht, damit zu deren Orientierung, Entwicklung und Stabilität beizutragen, tatsächlich jedoch genau dadurch deren Freiheit, Selbstbestimmung und existenzielle Eigenständigkeit zu unterdrücken.

Wenn erst die Zugehörigkeit zu einer *für wahr ausgegebenen* – eben nicht nur persönlich geglaubten – *Ideologie* die Bedeutung und den Wert der eigenen Person verbürgt und sichert, dann ist der jeweilige Anhänger einer entsprechenden „Wahrheit“ seinerseits der Überzeugung, anderen nur etwas Gutes zu tun, wenn er ihnen den gleichen Weg vorzeichnet und als richtigen behauptet.

Als „ideologisch“, im Gegensatz zur „Wahrheit“ der eigenen Lehre, gelten dann immer bloß alle anderen Auffassungen; diese eine „richtige“ wird dagegen als bewiesen, eindeutig, „objektiv“ oder gar „offenbart“ angesehen – ganz im Sinne der sogenannten Schwarzen Pädagogik (Miller, 1980), die meinte, Kinder mit unnachgiebiger Härte und strafender Gewalt auf den rechten Weg zur Einsicht und Vernunft, als ihrem vermeintlichen Glück, zwingen zu müssen, und damit angeblich nur ihr Bestes wollte.

Der Grund dafür ist so klar wie verhängnisvoll, weil sich genau durch diese fatale Auffassung von einer „lehrbaren“, Sicherheit garantierenden „Wahrheit“, in deren Geist der Mensch zu erziehen sei, das Herrschaftsdenken und die Machtansprüche durch die Zeiten, von Generation zu Generation, fortsetzen – so lange, bis diese Machtsysteme durch *selbstbewusste* einzelne Menschen überwunden werden, die an die Potenziale ihres eigenen Selbst glauben und womöglich mit der Zeit sich und damit die Welt, in der sie existieren, zu einem wahrhaftig schönen Leben fortentwickeln.

Am Anfang war die Angst und deren unerträglich scheinende, übermächtige Kraft, die in unserem Dasein dunkel und bedrohlich von einem *ganz anderen, eigentlichen Leben* kündigt, das zugleich jederzeit – und vielleicht genau in diesem Moment schon – durch den Tod für immer unerreichbar bleiben kann.

Existenzielle Angst, im Gegensatz zur Furcht vor etwas Bestimmten, ist immer *Todesangst*, und Todesangst ist die Angst, jetzt schon sterben zu müssen, da ich doch *leben* will oder ahne, noch gar nicht wirklich gelebt zu haben. Diese Angst ist *die* existenzielle Erschütterung des Menschen, angesichts derer er unausweichlich und unvertretbar Stellung beziehen und eine Antwort finden muss: Was will mir die Angst sagen, wozu fordert sie mich auf, und wie soll ich mit ihr umgehen?

Das Bewusstsein meiner Endlichkeit, der Tatsache, dass ich jederzeit, auch im nächsten Augenblick schon, sterben könnte – wenn die Wahrscheinlichkeit in jungen Jahren und bei relativer Gesundheit auch geringer sein mag als im Alter oder bei schwerer Krankheit –, auf jeden Fall aber eines Tages sterben *muss*, ist die entscheidende Herausforderung

jedes einzelnen Menschen. Vor ihr hat er sich mit der Frage nach dem Sinn seines Daseins auseinanderzusetzen, auf die nur er allein seine *ganz persönliche Antwort* geben kann. Erst dadurch erhält sie ihre Glaubwürdigkeit und Tiefe.

Diese Antwort muss sich aus dem „personalen Kern“, der Mitte der eigenen Existenz, entwickeln, aus den Wurzeln der eigenen Geschichte, aus der Situation der eigenen Gegenwart und der Kraft eigener Sehnsucht, wenn sie tragfähig sein und lebensfähig machen soll, weil sie dann nicht von außen übernommen, ausgeliehen oder auferlegt wurde, sondern sich im konkreten einzelnen Menschen während seines Lebens herausgebildet hat und seinen Möglichkeiten und Perspektiven entspricht. Wohl unterliegt das eigene Dasein dabei jederzeit *schicksalhaften* Bedingungen, die dem Einfluss des Einzelnen entzogen sind, jedoch bedürfen diese ebenso andauernd seiner schöpferischen Gestaltung, seiner aufmerksamen Hingabe und persönlichen Wertschätzung.

Die Angst verlangt von mir persönlich eine Reaktion, immer wieder und immer so, als entschiede ich mich ein für alle Mal, weil ich nur mit ihr leben beziehungsweise sie nur verwandeln kann, wenn sie mir zugleich eine Sicherheit gewährt, die nicht nur für den Augenblick beruhigt, sondern mir ein *Maß* offenbart, an dem ich dauerhaft Halt finde.

Im Angesicht der Angst und ergriffen von ihr ist mein Seelenheil in Gefahr, und das Leben wird denkbar ernst. Vor ihr zeigt sich meine gewachsene Stärke oder Schwäche, an ihr kann ich jedes Mal weiter wachsen und wieder bestärkt werden oder verzweifelt nach Auswegen suchen, die sie zu verdrängen helfen und nicht mehr empfinden lassen. Am Umgang mit meiner Angst entscheidet sich, ob ich an ihr krank werde oder durch sie gesunde, ob ich ein Maß finde, *mit* ihr zu leben, oder ob sie mir maßloses Entsetzen bereitet, das mich zwingt, mir Erleichterung zu verschaffen, um sie irgendwie ertragen zu können. Ob ich vor meiner Angst fliehen muss oder sie annehmen kann, offenbart die Ohnmacht oder Kraft in meiner Seele, zeigt mir und anderen, wie krank oder gesund, wie verzweifelt oder erfüllt, wie süchtig oder sehnsüchtig ich bin.

Wenn ich *meine* Antwort finden und geben muss, weil ich mit der Grenze *meines* Todes konfrontiert bin, an die mich *meine* Angst erinnert, gibt es keine Ausflucht und keinen Ersatz für mich und meine Person. Ich bin *unvertretbar* zu einer Antwort aufgefordert, weil meine Angst mich todernst dazu zwingt. Auch wenn ich diesem Drama meiner Existenz aus dem Weg zu gehen versuche, wenn ich vor ihm die Augen verschließen möchte, mich betäube oder den Heilsversprechen anderer folge, bin doch immer noch *ich* es, der die Augen verschließt, sich betäubt oder einer Ideologie verschreibt.

Damit befinden wir uns inmitten einer zentralen philosophischen Fragestellung, die uns von den Ursprüngen menschlichen Nachdenkens bis heute und für alle Zeit zur Beantwortung aufgegeben ist und auf die es immer nur eine subjektiv verbindliche Antwort geben kann.

Die Frage nach der *Freiheit* des Menschen ist zugleich die Frage nach dessen Möglichkeit, einen *eigenen, selbst erkannten, selbst bestimmten* und *eigenverantwortlich gelebten* Weg zur Wahrheit seines Daseins gehen und verwirklichen zu können. Genau das bedeutet die Freiheit des Menschen, wenn sie nicht nur behauptet und theoretisch zuerkannt sein soll, sondern potenziell jedem konkreten Einzelnen *als lebendige Erfahrung* seiner

einmaligen, unvertretbar bedeutsamen Existenz in der Welt begreiflich zu werden vermag – „begreiflich“ in jeder lebendigen Hinsicht: über die sinnlichen Erfahrungen seines Körpers, die Empfindungen in seiner Seele und benennbar mit den Begriffen seiner Sprache als Werkzeug seines Geistes.

Diese Lebendigkeit lässt sich niemals theoretisch und abstrakt – rein geistig – erfahren und ist auch nicht objektiv beweisbar, sondern nur subjektiv erlebbar, so lebendig und anschaulich allgemeingültige Erkenntnisse auch formuliert sein mögen. Und gerade deshalb wird die Freiheit der konkreten einzelnen Existenz – und damit *jedes einzelne menschliche Individuum* – für die erfüllende, Sicherheit gewährende Erkenntnis einer „Wahrheit“ unerlässlich, deren Gültigkeit sich gerade an ihrer *Subjektivität* bemisst. Und nur diese will zugleich jedem anderen einzelnen Individuum den gleichen Freiraum *seines* subjektiven Zugangs zur Wahrheit eröffnen.

„Die Subjektivität ist die Wahrheit“, wie Sören Kierkegaard (1962, 1. Teil, S. 194) sagte, und sobald die Philosophie zu sich selbst und den Wurzeln ihrer Freiheit erwacht ist, sobald es ihr ernst geworden ist mit der Würde des Menschen und dem absoluten Wert jedes Einzelnen, kann sie sich nicht länger in metaphysischen Spekulationen und der Errichtung von „Gedankengebäuden“, Dogmen und Ideologien, verlieren. Ihre Aufgabe ist dann vielmehr ihre eigene Selbstbefreiung wie auch die Befreiung des Einzelnen aus den Herrschaftssystemen einer vermeintlichen Wahrheit, die in der *Angst* vor der Freiheit gründet und die jedes Individuum vereinnahmen muss, das seinen eigenen Weg zu gehen versucht, weil es dessen Freiheit als Bedrohung des eigenen Systems erlebt.

Das jeweilige System verschafft ja scheinbare Sicherheit – wie die Droge dem Süchtigen –, und wer diese Sicherheit auch nur dadurch infrage stellt, dass er nicht ein Teil davon ist oder zu werden versucht, gilt als potenziell gefährlicher Abweichler, der entweder bekehrt oder bekämpft werden muss.

Das Individuum ist der Feind des Systems, der abweichende Einzelne durch sein Vorbild, ob beabsichtigt oder nicht, eine Gefahr für die Mehrheit. Das Subjekt gilt einerseits als unbedeutend und wertlos für die vermeintlich objektive Wahrheit der jeweils herrschenden Ideologie und wirkt dennoch bedrohlich genug, wegen seiner Besonderheit angegriffen zu werden.

Die gültigen Wertesysteme einer Gesellschaft, die deren Moral ausmachen und deren Politik beherrschen, prägen alle wesentlichen Bereiche des öffentlichen Lebens und erweisen sich – nicht nur über die Unterdrückung der Freiheit durch eine sogenannte „Erziehung“ und die Ausbeutung der menschlichen Schöpferkraft in einer profitorientierten, materialistischen Arbeitswelt – als *strukturelle Gewalt*.

Auch in den Zusammenhängen des „Gesundheitssystems“ einer Gesellschaft herrschen Bedingungen, unter denen die therapeutische Versorgung des Einzelnen davon abhängig gemacht wird, ob er bereit ist, sich den leitenden „Ideen“ von Krankheit und Gesundheit zu unterwerfen – die nichts als „Glaubenssätze“ sind, aber für Gewissheiten ausgegeben werden. Diesen öffentlich definierten Normen eines „funktionstüchtigen“ Mitglieds der Gesellschaft gilt es zu entsprechen und dafür entsprechend zu bezahlen. Gesundheit hat ihren Preis.

Andernfalls bleibt der Einzelne sich selbst überlassen und kann gern „nach seiner Fassung selig werden“ (Friedrich II., 1740). Dann sieht man ihn als Verweigerer des herrschenden Systems, das ihn nicht länger unterstützen muss, und hält diese ablehnende Gleichgültigkeit obendrein noch für die „Toleranz“ einer großzügigen Gesellschaft, in der jeder tun und lassen kann, was er will, auch sich „freiwillig“ zugrunde richten.

Das erscheint von der brutalen Unterdrückung persönlicher Freiheit, wie sie Diktaturen kennzeichnet, auf den ersten Blick weit entfernt, kommt jedoch in der Dominanz einer käuflichen, auf Unterwerfung und Abhängigkeit basierenden „Gesundheit“ dem angstbesetzten Terror eines diktatorischen Regimes sehr nahe. Wer dem nicht gehorcht, hat immerhin die Freiheit zu gehen – ins Exil oder in den Tod.

Inwieweit aber ist Freiheit überhaupt wirklich und lebbar? Inwieweit ist ihr Problem nicht nur ein theoretisches der Philosophie, sondern ein konkretes, existenzielles für jeden einzelnen Menschen, der sich seiner ureigenen Angst zu stellen versucht und der die Art und Weise seines Umgangs mit ihr auch als seine ureigene Entscheidung begreift?

Wir müssen ein wenig weiter ausholen, um – vor einem Blick auf unsere Wege und Umwege zur Selbsterkenntnis – den *Ausgangspunkt* zu bedenken, von dem wir aufbrechen in unser Leben, uns zu fragen, wer wir als *Menschen* sind, bevor wir zu *Einzelnen* werden. Auf welcher Grundlage befinden wir uns, von welchen Voraussetzungen gehen wir aus, wofür halten wir uns? Welches Bild haben wir von uns entworfen, und wie glaubwürdig ist es für uns selbst und für andere?

Die eigene Reflexion beginnt ja immer schon unter den Voraussetzungen meines Daseins als Mensch in der Welt, als Kind meiner Eltern, unter den Bedingungen meiner Herkunft. Erst in der Auseinandersetzung damit, in der Annahme dieser Wirklichkeit und in Abgrenzung davon, wird der einzelne Mensch zum *Individuum*, kann gleichsam die *Existenz dieser konkreten Person* Gestalt annehmen.

So setzt das Leben selbst bereits meinen *Glauben* voraus, dass es mich gibt, beziehe ich mich gedanklich auf Erfahrungen, die ich immer schon mit mir gemacht haben muss, um sie beurteilen zu können. Und so setzt die Beschäftigung mit einem *existenziellen Verständnis von Krankheit und Gesundheit*, für das beide Dimensionen an die personale Würde und Bedeutung des Einzelnen gebunden sind, die Begründung dieser Möglichkeit voraus – als ein *Glaubensbekenntnis zur Freiheit*, ohne das auch dieses Buch gar nicht zu schreiben gewesen wäre.

Wer also ist der Mensch, auf den sich hier bezogen wird, und wer ist der Einzelne, der sich auf ihn bezieht? Versuchen wir ein Bild von beiden zu entwerfen.

2.1 Vom Wesen des Menschen

In diesem Abschnitt werden wesentliche Dimensionen des Menschseins beschrieben, in ihren vermeintlichen Gegensätzen und ihrer inneren Bezogenheit, um der zugleich komplexen und klaren Struktur unseres Wesens gerecht zu werden. Die

Begriffe und ihre Zuordnungen folgen dabei keiner systematisch strengen („dogmatischen“) Ordnung, sondern bezeichnen physiologische, psychologische und philosophische Wirklichkeiten, die jeder Einzelne subjektiv wahrzunehmen vermag und über die Menschen sich „objektivierend“ verständigen können. Ob und wie sie das tun, entscheidet über ihr Selbstverständnis und ihre Wertvorstellungen vom Leben und der menschlichen Gesellschaft, die sich auf diese Wertvorstellungen gründet.

Der zentrale Wert ist die konkrete Existenz jedes einzelnen Menschen, die ihm zugleich seine unbestreitbare Würde verleiht. Und weil jedes Denken physiologisch ist und jeder Geist in seinem zugehörigen Körper existiert, sind beide Seiten nur als verbundene angemessen verstehbar.

Beginnen wir mit der Frage, inwiefern die nachfolgend genannten *Begriffe* und die damit angesprochenen *Dimensionen* den Menschen wirklich kennzeichnen, inwieweit sie seiner Natur entsprechen und ob sie etwas ausdrücken, das für all jene verständlich mitteilbar ist, die über das Wesen des Menschen nachdenken und zumindest eine gewisse Klarheit erreichen wollen.

► Abschn. 2.1.1 bis ► Abschn. 2.1.4 stellen jeweils *drei* Begriffe nebeneinander und versuchen damit, deren inneren Zusammenhang ebenso wie deren wesentliche Unterschiede zu verdeutlichen. Die Notwendigkeit, hier jeweils *drei Dimensionen* zu verbinden und diese zugleich getrennt voneinander zu beschreiben, erweist sich offenbar für jeden einzelnen der folgenden vier Abschnitte, wobei die Begriffe in dieser bestimmten Reihenfolge auch ihre separate Thematisierung zu begründen vorgeben.

Vielleicht lässt die hier gewählte dreigliedrige Form, zumindest bei einem philosophisch geschulten Leser, an den Dreischritt der Hegel'schen Dialektik von „These – Antithese – Synthese“ denken, die diesem idealistischen Denker als ein „objektiv“ notwendiger und daher eindeutig feststellbarer innerer Prozess der Weiter- und Höherentwicklung galt, und zwar weniger im Bewusstsein des Einzelnen als vielmehr in der Entwicklung eines sogenannten „absoluten Geistes“, der durch seine Entäußerungen in die Wirklichkeit immer eindeutiger dialektisch zu sich selbst komme und schließlich in reiner Erkenntnis und Verwirklichung der bestmöglichen aller Welten seinen wahren Ausdruck fände (Hegel, 1973). Auch ein derartiger philosophischer Größenwahn soll an späterer Stelle dieses Kapitels noch thematisiert werden, weil im Entwurf solcher Gedankengebäude die *Angstabwehr* als verborgenes Motiv besonders deutlich erkennbar werden kann.

Hier sei jedoch darauf hingewiesen, dass es einzig und allein um eine Beschreibung von *Wesensmerkmalen* geht, die sich mit jeweils drei Begriffen in der Dynamik ihres inneren Zusammenhangs *angemessener* darstellen lassen als auf einer oder zwei Ebenen, was jedoch zuerst und zuletzt immer *persönlich plausibel* und *gültig* erscheint und eine Verbindlichkeit nur dadurch bekommen kann oder bekommen hat, dass diese Zusammenhänge und diese Begriffe auch schon andere einzelne Menschen als plausibel und gültig erachtet

haben, ohne sie freilich als „objektiv gültig“ zu behaupten. So wie die Begriffe „Gott“ und „Wahrheit“ oder „Glaube“, „Liebe“ und „Hoffnung“ erst und nur durch unser Bekenntnis zu ihnen eine lebendige Gestalt annehmen.

Es sind ja *Glaubensbekenntnisse*, deren existenzielle Bedeutung – *subjektive Wahrheit* – an die persönliche Entscheidung des konkreten Einzelnen gebunden bleibt, dessen eigene Antwort gerade die *Möglichkeit von Freiheit* überhaupt verwirklicht, so wie jede wesentliche Wahrheit unseres Daseins dadurch erst lebendig wird, dass der Einzelne sie wahrnehmen und aussprechen kann. Gott existiert, *weil ich an ihn glaube*, die Liebe existiert, *weil ich sie empfinde*, die Wahrheit existiert, *weil ich persönlich auf ihren Sinn als den meines eigenen Lebens vertraue* – und darauf, dass jeder andere Einzelne seinen Weg zu ihr ebenso finden soll und kann, wozu das Leben eines jeden seinen einmaligen Beitrag leistet.

Es geht um *innere Zusammenhänge* und nicht um Bewertungen oder Hierarchien. Es soll versucht werden, das Wesen des Menschen in seiner Komplexität und Einfachheit möglichst angemessen zu beschreiben, so wie es sich mir, und hoffentlich auch anderen, zu erkennen gegeben hat und immer wieder aufs Neue offenbart.

Diese Beschreibung soll weder unnötig kompliziert und verwirrend noch unangemessen oberflächlich und leichtfertig erscheinen, und das gilt für die philosophischen Grundlagen des Menschenbildes ebenso wie für die Ausführungen zum Wesen der Krankheit und Gesundheit des Menschen, die in ► Kap. 3 und ► Kap. 4 folgen. Im Grunde mag schon der Blick auf die Überschriften von ► Kap. 2 bis ► Kap. 4 genügen, jeden Verdacht einer Werthierarchie aufzulösen. Nur und erst *im Zusammenhang* seiner verschiedenen Ebenen entspricht unsere Perspektive der Wirklichkeit des Menschen. Die philosophische Grundlage – das eigene Glaubensbekenntnis als Mensch – gibt das Thema vor und entscheidet über die Möglichkeit, es öffentlich zu erörtern.

In ► Kap. 3 steht die Beschreibung der *Gefahren* – der *Krankheiten* – im Mittelpunkt, die uns drohen, wenn wir, aus unterschiedlichen, jedoch „psychodynamisch“ zusammenhängenden Gründen, von denen wesentliche hier angesprochen seien, uns verirren und vom Weg der Selbstentfaltung abkommen. Die Vorstellung vom *dynamischen* Wirken der innerseelischen Kräfte geht auf Sigmund Freud zurück. Im Zusammenhang dieser Ausführungen erhellend ist das *Lehrbuch der Psychodynamik: Die Funktion der Dysfunktionalität psychischer Störungen* von Stavros Mentzos (2010).

In ► Kap. 4 richtet sich die Aufmerksamkeit auf unsere mögliche *Heilung*: im Bewusstsein unserer Potenziale als menschliche Wesen und im Bewusstsein all der Verletzungen und Demütigungen, die wir Menschen einander zufügen, weil und wie sie unserem Selbst widerfahren sind. Von daher ergibt sich der Ausblick auf die *schöpferische Verantwortung des Einzelnen* für die Entfaltung seiner Freiheit und für das Geschenk der Liebe: zu sich selbst, zum anderen und zur Welt.

Wenn wir um unsere Möglichkeiten und unsere Gefährdungen wissen, können wir daraus schließen, wie wir leben sollen und was wir in dieser Welt zu tun haben, um sie zu einem Ort werden zu lassen, an dem hinter der Angst vor dem Tod eine Vision der Ewigkeit aufscheint.

2.1.1 Körper – Seele – Geist

Dass wir einen „Körper“ haben, der uns am Leben erhält, mit dessen Hilfe wir die Welt erfahren und uns in ihr bewegen, durch dessen Sinne wir uns orientieren und mit dessen Organen wir uns selbst und einander wahrnehmen können, ist vermutlich einigermaßen evident und glaubwürdig, solange wir nicht im Koma erstarrt oder in einem psychotischen Wahn gefangen sind und damit bewusster Wahrnehmung mehr oder weniger lange unzugänglich bleiben.

Es liegt in der Natur des Körpers, dass er eine scheinbar unmittelbare, direkte Verbindung zum Leben ermöglicht, die uns instinktiv sicher – und bereits vor aller bewussten Erkenntnis – zu überleben hilft, wenngleich das, ebenso „natürlich“, gerade *mittels* der Sinne und Organe geschieht.

Wie der Säugling nach der Mutterbrust sucht und vor Durst und Hunger schreit, um versorgt zu werden, wie wir in Schlaf sinken, wenn unsere Kräfte aufgezehrt sind oder bei einem Sturz reflexhaft unser Gesicht schützen, „weiß“ unsere Körperintelligenz – und zu unserem Überlebensglück ist das so – auch ohne Nachdenken, was zu tun ist. Wenn auch dabei „gedacht“ wird und bestimmte Hirnareale sichtbar aktiv sind, geschieht das *unbewusst* und eben dermaßen schnell, dass die Effizienz unserer Instinkte jedes Mal die Überlegenheit unseres zuverlässigen Körpers zu beweisen scheint.

Keine Frage, wir brauchen unseren Körper als *unsere* Natur, ebenso wie dieser die umgebende Natur braucht, die ihm Luft, Wasser, Nahrung und Raum für seine Entwicklung zur Verfügung stellt, auch außerhalb des Mutterleibes, in dem wir bis dahin jederzeit, zumindest körperlich, mühelos wohlversorgt waren.

Auch unser Gehirn, als jenes Organ, das die körperlichen Abläufe steuert und koordiniert, das an jeder Wahrnehmung und jeder Bewegung unserer Sinne und unserer Organe beteiligt ist, ist und bleibt ein Teil jenes Körpers, der unsere Verbindung und Orientierung in der Welt ermöglicht und sozusagen „Träger“, „Basis“ oder „Bühne“ all dessen ist, was sich in unserem Leben „abspielt“ – um es zunächst „neutral“ auszudrücken, jenseits aller Bewertungen beziehungsweise all dessen, was wir außer unserem Körper und der Natur sonst noch als wesentlich erachten.

Ganz anders verhält es sich mit dem Begriff „Seele“, der vielleicht ebenso gebräuchlich, aber viel unklarer und missverständlicher erscheint, und das nicht nur, weil sich dessen Bedeutung im Laufe der Zeit immer wieder gewandelt hat und je nach kulturellem Hintergrund und persönlicher Perspektive ganz unterschiedlich interpretiert erscheint – ähnlich vielfältig etwa wie unsere Auffassungen über die „Liebe“.

Weniger evident erscheint der Begriff einfach auch deshalb, weil er keine „greifbare“ – sichtbare, anschauliche – Entsprechung hat und weil wir umschreiben müssen und mit Erfahrungen erst „veranschaulichen“ – die sich dann wiederum oft auf *sinnlich*, also körperlich, Wahrnehmbares beziehen –, was wir unter „Seele“ verstehen oder vor welchem Hintergrund wir über sie sprechen.

Damit aber verweist der Begriff bereits auf jene „meta-physische“, überkörperliche, Dimension, der er nicht nur entstammt, sondern die er – beziehungsweise der „Benut-

Krankheit und Sehnsucht - Zur Psychosomatik der
Sucht

Hintergründe - Symptome - Heilungswege

Teischel, O.

2014, XVIII, 354 S. 25 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-642-41770-2